

Marga Günther
Anke Kerschgens (Hrsg.)

Budrich
UniPress



Forschungssituationen (re-)konstruieren

Reflexivität in Forschungen
zu intergenerativen Prozessen

Forschungssituationen (re-)konstruieren

Marga Günther
Anke Kerschgens (Hrsg.)

Forschungssituationen (re-)konstruieren

Reflexivität in Forschungen zu
intergenerativen Prozessen

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2016 Budrich UniPress, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-86388-079-8 (Paperback)

eISBN 978-3-86388-239-6 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau

Inhalt

Einleitung des Bandes: Forschungssituationen (re-)konstruieren. Reflexivität in Forschungen zu intergenerativen Prozessen <i>Marga Günther und Anke Kerschgens</i>	7
Zeiträume – intergenerative Leib/Körperszenen tiefenhermeneutisch gelesen <i>Regina Klein</i>	22
Flüchtige Momente: Generativität und Emergenz in der Forschungssituation <i>Lena Inowlocki</i>	47
Generative Genetik. Über die Erforschung von Sinn und Bedeutung genetischer Information für die Betroffenen <i>Katharina Liebsch</i>	65
Reflektierte Involviertheit als Herausforderung für ein differenzsensibles Fallverstehen – Perspektiven für die Soziale Arbeit <i>Susanne Gerner</i>	82
Generativität und Weitergabe in Generationenbeziehungen erforschen <i>Vera King</i>	102
Das Neue zulassen. Die Rekonstruktion des Handlungsproblems des Lehrens an den Grenzen des Datenmaterials <i>Claudia Scheid</i>	122
We're Palestinians – we never back down. Nationale Narrative und die Inszenierung männlicher Lebensentwürfe in der Forschungssituation <i>Christoph H. Schwarz</i>	146

Biografische Reflexivität als Schlüsselkonzept in der transnationalen Biografieforschung	
<i>Irini Siouti und Minna Ruokonen-Engler</i>	169
Forschungssituationen in Theorie und Praxis	
<i>Marga Günther und Anke Kerschgens</i>	192
AutorInnenverzeichnis	264

Einleitung des Bandes: Forschungssituationen (re-)konstruieren. Reflexivität in Forschungen zu intergenerativen Prozessen

Marga Günther und Anke Kerschgens

Das Motiv für die Herausgabe dieses Bandes ist unser Interesse an Forschungssituationen. Mit diesem Begriff sind Situationen angesprochen, die im engeren Sinne die interaktiven Begegnungen von Forschenden mit verschiedenen Forschungsteilnehmer_innen in qualitativen Forschungsprozessen betreffen, die gemeinsame Herstellung von Wissen in einer spezifisch gerahmten Situation. In einem weiteren Sinne ist mit der Forschungssituation zugleich die Situiertheit der Forschenden selbst angesprochen, die als Gesellschaftsangehörige, Wissenschaftler_innen und auf viele andere bestimmbare Weisen sozial verortet sind und von einem bestimmten Punkt aus forschen, denken und argumentieren. Darüber hinaus sind auch die Situationen gemeint, in denen Forschende über Forschungsprozesse reflektieren und diese methodologisch und methodisch überdenken. Diese auf verschiedenen Betrachtungsebenen angesprochenen Situationen können zum Gegenstand von Reflexivität und damit auf unterschiedliche Weise in und für rekonstruktive Forschungsprozesse fruchtbar gemacht werden. Hierzu möchten wir mit dem vorliegenden Band einen Beitrag leisten.

Wenn man einen Blick zurückwirft, wird die Situiertheit der Wissenschaftler¹ als eine frühe und seitdem in unterschiedlicher Form diskutierte Frage für die Soziologie erkennbar. Max Webers Diktum der „Wertfreiheit“ (1917) wendet sich gegen die damals übliche Praxis, politische Positionen mit der Autorität des Wissenschaftlers zu verbreiten, und plädiert insbesondere dafür, soziologische Theorien von Werturteilen freizuhalten. Gerade weil sie eine empirische Wissenschaft ist und obwohl Werte beispielsweise bei der Wahl des Gegenstandes oder als Gegenstand eine Rolle spielen können, soll die Soziologie nach Weber Wertfreiheit als Ideal anstreben (vgl. Dahms 2013). Diese und verwandte wissenschaftstheoretische Fragen zum Verhältnis von soziologischer Theorie zu ihrem Gegenstand und der Position der Wissenschaftler_innen dabei wurden in Folge immer wieder verhandelt und sind auch seit den 1990er Jahren in aktuellere Diskurse eingeflossen². Auch wenn wissenschafts-

1 Und historisch zunächst auch nur als männlich gedacht.

2 Hierzu z.B. der Band „Werte in den Wissenschaften“ (Schurz/Carrier 2013).

theoretische Diskurse nicht generell einen direkten Bezug auf empirische Probleme enthalten, so bilden sie doch einen Hintergrund für die Beschäftigung mit der Situiertheit der Forschenden, der Bestimmung von Reflexionsnotwendigkeiten und Rolle und Definition von Objektivität.³ So kann die Frage, ob und auf welche Weise Theorien, und das heißt auch die Ergebnisse von Forschung, die Wirklichkeit abbilden können und sollen und auf welche Weise dies forschungspraktisch sinnvoll umgesetzt werden kann, als eine Grundfrage bei der Entwicklung von Methodologien und Methoden gelten.

Einen anderen wichtigen (historischen) Impuls für die Frage nach Forschungssituationen kann man im Bereich der Wissenssoziologie verorten, die sich ja mit der Frage beschäftigt, wie Wissen, von ausdifferenzierten gesellschaftlichen Systemen bis hin zu alltäglichen Deutungen, in der sozialen Existenz verwurzelt ist. Als grundlegende Beispiele hierzu können Mannheims Untersuchungen zur „Seinsverbundenheit“ des Wissens (Mannheim 1969: 227), zur Generationszugehörigkeit und räumlichen Verortung mit ihren Folgen für die Teilhabe an bestimmten Wissensbeständen und daraus folgenden Handlungsformen gelten (Mannheim 1970). Die für unser Thema interessante Wendung auf die wissenschaftliche Wissensproduktion, also die Reflexivität auf den eigenen Standort wissenschaftlicher Erkenntnis (die ebenso in sozialen Existenzen verwurzelt ist), geht dabei ebenfalls auf Mannheim zurück (vgl. Keller 2008: 22). Dem sich daraus ergebenden Problem der Relativität des (wissenschaftlichen) Wissens begegnete dieser mit dem Vorschlag, die verschiedenen, je als „wahr“ erkannten Standpunkte zueinander in Beziehung zu setzen und in ihrem Verhältnis zueinander zu rekonstruieren. Keller (2008: 32f.) benennt als damit verbundene Schwierigkeit die Frage nach Kriterien, die es dem Wissenschaftler ermöglichen, angemessene Beschreibungen der Wirklichkeit zu erkennen und von unangemessenen zu unterscheiden. So wurde der Wissenssoziologie Mannheims beispielsweise seitens der Frankfurter Schule u.a. auch Relativismus vorgeworfen. Neben Mannheims Blick auf die Seinsgebundenheit aller Denkstile, also neben der wissenssoziologischen Reflexivität, gibt es bei ihm jedoch durchaus auch den Blick auf Utopien als notwendige

3 So kann man die Entwicklung von der Frage nach dem metaphysischen Sinn der Naturerscheinungen im 19. Jahrhundert zur Frage nach dem „Wie“ (anstelle des „Warum“), die mit Ernst Mach Bedeutung bekommt, verfolgen. Dieser gab den Impuls zur Neuorientierung der Wissenschaft unter der Annahme, „dass dem Einzelnen unter Beachtung gewisser Verfahrensrichtlinien die Erscheinungen in ihrer reinen Gegebenheit unmittelbar zugänglich sind“. Jedoch: „Mit diesem positivistischen Beschreibungsbegriff, der bis in die jüngste Vergangenheit hinein nicht nur die Natur- sondern auch die Geisteswissenschaften beeinflusst hat, wird Ernst Mach der menschlichen Erkenntnisfähigkeit jedoch nicht gerecht, insofern diese sich den Erscheinungen nicht unmittelbar zuwenden kann, sondern stets perspektivisch bedingt ist“ (Gottowik 1997: 37).

Entwürfe einer besseren Zukunft, was jedoch durch die Kritische Theorie kaum rezipiert wurde (Barboza 2010).⁴

Der Sozialkonstruktivismus⁵ stellt einen weiteren Diskursrahmen zu Verfügung, in dem auch Fragen der Forschung neu gedacht werden können bzw. müssen. Im Anschluss an die wissenssoziologischen Entwürfe von Berger/Luckmann (1969/1980)⁶, aber auch an wissenschaftstheoretische Auseinandersetzungen⁷ besteht die Konstruiertheit gesellschaftlicher, aber auch wissenschaftlicher Wissensbestände und Realitätsvorstellungen als weithin anschlussfähige theoretische Metapher (nicht nur) in der Soziologie. Hierauf ist die Vorstellung von „Rekonstruktion“ in der Forschung eine Antwort, die jedoch in unterschiedlichem Maße auf die mit konstruktivistischen Positionen auch verbundenen Debatten um Objektivität, Subjektivität und Reflexivität eingeht. Aus der Ethnografie/Anthropologie stammt die Auseinandersetzung um die forschende Verarbeitung und Abbildung gesellschaftlicher Realität, vor allem im Kontext der angestoßenen Diskurse um eine Krise der Repräsentation (Marcus/Fischer 1986; Berg/Fuchs 1993)⁸. Dabei wird über die Reflexion der ethnografisch entstandenen Bilder des Anderen deutlich, dass diese Bilder in mindestens ebenso starkem Maße in den Entwürfen der Forschenden selbst wurzeln. Es werden zwei Ebenen der Konstruktion erkennbar: die Perspektivität der Beobachtung und daneben die erneute Konstruktionsleistung in der (schreibenden) Darstellung⁹. Auch für die aktuelleren Diskussionen der qualitativen Sozialforschung seit den 1990er Jahren hat dies die Folge, dass Vorstellungen der sachlich richtigen Abbildung analysierter Realität, wenn nur die Verfahren angemessen umgesetzt werden, durch stärker konstruktivistische Vorstellungen infrage gestellt werden. So betont Flick (2000: 198), dass „der Forscher den Fall und seine Wirklichkeit im Prozess der Analyse ebenso konstruiert wie die darin verwendeten Protokolle und die als Ergebnis gefundenen

4 Auch für den Positivismusstreit als zweiten Werturteilsstreit zwischen „Positivisten“ und den Angehörigen der Frankfurter Schule geht zumindest König (1972: 225) davon aus, dass die „Autoren im Grunde an einander vorbei reden“. Hierzu auch Dahms (2013).

5 Zur Heterogenität des Begriffs und der damit verbundenen Positionen z.B. Pörksen (2011), Knorr-Cetina (1989).

6 Hierzu Loenhoff (2011). Keller/Knoblach/Reichertz (2013) verweisen darauf, dass Berger und Luckmann sich beide vom wissenschaftstheoretischen bzw. einem postmodernem Konstruktivismus abgegrenzt haben.

7 Hierzu Kneer (2009).

8 Auch als „Reflexive Turn“, „postmodern moment“, oder Dezentrierung des weißen, patriarchalen, eurozentrischen (Wissenschafts-)subjektes benannt. Zusammengefasst: Das sozialwissenschaftlich forschende Subjekt steht nicht mehr unschuldig außerhalb der Phänomene, die es untersucht, sondern hat vielmehr Anteil bei der Produktion der Realitäten, die es beschreibt (vgl. Rosiek/Pratt 2013, Übers. A.K.). Zur Beziehung von Soziologie und Cultural Studies in diesem Zusammenhang McLennan (2006).

9 Hierum kreist die „Writing Culture“-Debatte, Clifford/Marcus (2010) [1986].

Strukturen“.¹⁰ Hiermit ist ein grundlegendes Dilemma verbunden, wie mit der Frage der Deutungsmacht seitens der Forschenden umzugehen ist. Ein Weg dabei ist, sich Deutungen zu enthalten und nur einen Rahmen für die Selbstdarstellungen und Selbstdeutungen der Befragten zu bieten, wobei dieser Weg verlockender erscheint, desto komplexer und mit Themen der Stigmatisierung, Macht und Unterdrückung das Forschungsfeld bestimmt scheint. Lynch (2004) betrachtet verschiedene Reflexivitätskonzepte, die so unterschiedliche Bereiche wie Mechanik, Meta-Theorien, Methodologie oder Interpretation betreffen. Sozialwissenschaftliche, forschungsbezogene Reflexivitäten unterscheiden sich dabei auch anhand ihres Umganges mit Objektivität. Während beispielsweise Bourdieu an einem Begriff von Objektivität festhält, was ihm mitunter vorgeworfen wird, verwerfen andere radikalere Reflexivitäten Objektivität vollständig.¹¹ Rekonstruktive Methodologien gehen jedoch von einer grundsätzlichen Rekonstruierbarkeit von Realitäten aus und geben der Reflexivität in diesem Zusammenhang eine grundsätzliche Bedeutung. So benennt Flick (1995) in Abgrenzung zur quantitativen Forschung Reflexivität in Bezug auf das eigene Vorgehen als ein Kriterium für die Gültigkeit der Forschungsergebnisse im Bereich qualitativer Forschung.¹²

Der Weg einer methodologisch und methodisch fundierten und systematischen Rekonstruktion der Konstruktionsleistungen der Forschenden im Forschungsprozess ist dagegen – trotz der deutlich angelegten und seit Jahrzehnten diskutierten Grundfragen – erstaunlicherweise immer noch wenig begangen. Vor allem eine systematische Einbindung und Veröffentlichung der als grundsätzlich reklamierten Reflexivität findet sich eher selten, und zwar auf alle Bereiche der Reflexivität bezogen, weder zu einer Reflexion des Vorgehens noch zur Subjektivität der Forschenden auf verschiedenen möglichen

10 Flick (2000: 190ff.) bestimmt verschiedene Bereiche der Konstruktion, die für Forschung relevant sind. Bereits die Erlebnisse des Alltags sind selektiver Aufmerksamkeit unterworfen und werden von den Subjekten nur zum Teil zu sinnvollen Erfahrungen weiter verarbeitet und zudem in kommunikativen Prozessen weiter subjektiv und sozial konstruiert (als Konstruktionen erster Ordnung nach Schütz). Sie sind „Versionen der Welt“. Im Forschungsprozess stellt die Aufnahme ein konstruktives Element dar, ebenso wie Entscheidungen darüber, was der Fall ist, wo und mit welchen Methoden interpretiert wird und nicht zuletzt auch der Schreibprozess.

11 „Kurzum, er [der Ansatz der radikalen Reflexivität, AK] ist skeptisch gegenüber jeglicher Art von Repräsentation, die sich auf jedwede Art von Welt bezieht oder diese immer schon voraussetzt; von Welt, die als unabhängig von den örtlich-situativen Mitteln ihrer Repräsentation angenommen wird“ (Lynch 2004, 283).

12 „Anders als bei quantitativer Forschung wird bei qualitativen Methoden die Kommunikation des Forschers mit dem jeweiligen Feld und den Beteiligten zum expliziten Bestandteil der Erkenntnis, statt sie als Störvariable soweit wie möglich ausschließen zu wollen. Die Subjektivität von Untersuchten *und* Untersuchern wird zum Bestandteil des Forschungsprozesses. Die Reflexionen des Forschers über seine Handlungen und Beobachtungen im Feld, seine Eindrücke, Irritationen, Einflüsse, Gefühle etc. werden zu Daten, die in die Interpretation einfließen (...)“ (Flick 1995: 15f., Hervorhebung i.O.).

Ebenen. Hier gibt es jedoch disziplinäre Unterschiede im Bereich der Sozialwissenschaften. Während im Kontext ethnologischer und insbesondere ethno-psychoanalytischer Forschung eine Reflexion der Einflüsse durch die (Feld-)Forschenden eine längere und eben auch aktualisierte Tradition hat (so z.B. in den Arbeiten von Malinowski, Devereux, Erdheim, Nadig, Davies oder Geertz u.a.), gibt es in der Soziologie nur vereinzelte Beiträge, die sich explizit mit diesem Thema beschäftigen wie die interdisziplinären von Mruck/Breuer herausgegebenen Bände zur Subjektivität in der Zeitschrift FQS (3002/2003) oder Einzelbeiträge aus dem Kontext feministischer und postkolonialer Forschung (vgl. Reichertz 2015, z.B. Riley/Schouten/Cahill 2003). Auch begrifflich ist nicht immer klar, in welchem Verhältnis zueinander die Schlagworte von Subjektivität, Objektivität und Reflexion oder Reflexivität stehen. So definiert Reichertz (2015: [5]) Subjektivität als eine „innere (emotionale) Bewegtheit“, die als eine affektive Motivation in die Arbeit als Wissenschaftler_in einfließt und die er gegen eine umfassender verstandene „Individualität“ abgrenzt. Breuer, Mruck und Roth (2002) fokussieren stärker das Erkenntnis-subjekt, das interagiert und interpretiert. Subjektivität ist hier ein Grundcharakteristikum jeder menschlichen Erkenntnistätigkeit und ihrer Resultate (vgl. ebd. [4]) und wird von den Autoren gegen eine „konventionelle Objektivitäts-Fiktion“ (ebd.) abgegrenzt. Im Kontext psychoanalytisch orientierter Forschung betrifft Subjektivität das Unbewusste, das Wechselspiel von Übertragungen und Gegenübertragungen und ist insofern eine soziale und interaktiv gedachte Kategorie.¹³ Nicht immer muss dabei Subjektivität als Gegenpol zu Objektivität gedacht werden. So kann der rekonstruktive Umgang mit Subjektivität im Kontext von Forschung, wie bereits angesprochen, auch als ein Weg zu einer stärkeren Gültigkeit verstanden werden und damit als ein Beitrag zu mehr Objektivität. Objektivität selbst kann dabei, wenn sie nicht als konventionelle absolut verstandene Kategorie beibehalten werden soll, wie von Breuer, Mruck und Roth als Fiktion außer Kraft gesetzt oder auch im Sinne eines Mittelweges als eine relationale Kategorie weiter beibehalten werden.

Im vorliegenden Band möchten wir Reflexivität als ein empirisches Problem in den Blick nehmen, und zwar im Kontext der rekonstruktiven Logik und insbesondere hermeneutisch-fallrekonstruktiver Ansätze. Gewendet auf die Reflexivität im Kontext empirischer Forschung stellen sich dabei (zumindest) die folgenden Fragen: Wie kann die Standortgebundenheit des Wissens der Forschenden in den Erkenntnisprozess mit eingebunden werden? Wo und wie sind Forschende verortet, und welche Möglichkeiten haben sie, zu erkennen?

13 Das Feld des Diskurses um „Subjektivität“ ist natürlich nicht vorrangig auf Forschungsfragen bezogen und daher im Kontext dieses Beitrages nicht annähernd einzufangen. Für einen einfachen Überblick über Entwicklungen des Subjektbegriffs z.B. Bilden (2009).

Wie kann mit der Relativität des Wissens und mit den aufeinandertreffenden ähnlichen oder auch verschiedenen Realitätsdeutungen umgegangen werden?

Im Sinne unseres Themas, der Reflexion von Forschungssituationen, möchten wir an dieser Stelle drei Ebenen festhalten, auf die sich Reflexivität in diesem Kontext beziehen kann: So verweist Reflexion zunächst auf die in der qualitativen und insbesondere rekonstruktiven Logik angelegte Bedeutung einer Reflexion des Forschungsprozesses, die dem Interesse dient, die Gültigkeit und Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse abzusichern, und eine rekonstruktive Offenlegung der verschiedenen Sinndeutungen von Forschungsteilnehmenden und Forschenden beinhaltet. Auf einer zweiten Ebene betrifft Reflexivität im vorliegenden Band auch die Rekonstruktion von konkreten Forschungssituationen, von interaktiven Szenen, die Aufschluss über die Situationen geben kann, in denen Forschung sich konstellierte. Dies impliziert ein Verständnis von Forschungssituationen als einer eigenen Erkenntnisquelle, das uns als Herausgeberinnen besonders am Herzen liegt. Auf einer weiteren Ebene umfasst Reflexivität dann zudem Selbstreflexivität, wenn insbesondere im Kontext psychoanalytisch orientierter Forschungsmethoden auch unbewusste Beziehungsentwürfe untersucht werden und die Subjektivität der Forschenden als Resonanzraum genutzt wird. Auf die drei Ebenen der Reflexion von Forschungssituationen möchten wir im Folgenden kurz eingehen, bevor wir die Beiträge des Bandes im Einzelnen vorstellen.

Verfahren im Kontext der rekonstruktiven Logik gehen von der Prämisse aus, dass zum einen Forschende als Angehörige der sozialen Welt Teil ihres Gegenstandes sind und zum anderen diese soziale Welt das Ergebnis von sinnhaften Konstruktionen ihrer Angehörigen ist. Forschende interpretieren somit immer einen schon vorab konstruierten Gegenstand, und ihre Konstruktionen kann man so mit Alfred Schütz als Konstruktionen von Konstruktionen bezeichnen oder eben als Re-Konstruktionen. Diese Konstruktionen bzw. Interpretationen der sozialen Welt sind indexikal, d.h. sie haben einen Sinn, der nicht per se offensichtlich ist, sondern sich nur durch Interpretation in bzw. aus ihrem Kontext heraus erschließen lässt. Somit ist es auch ein Grundbestand heutiger rekonstruktiver Verfahren, dass keine „Ansprüche einer erkenntnislogischen Differenz zwischen alltäglicher und wissenschaftlicher Interpretation im Sinne einer prinzipiellen Überlegenheit letzterer“ aufrechterhalten werden (Bohnsack 2000: 29). Differenzen bestehen jedoch in den unterschiedlichen Relevanzsystemen von Alltag und Forschung, von Forschungsteilnehmenden und Forschenden. Die rekonstruktive Haltung der Forschenden stellt zudem eine weitere Differenz zum alltäglichen Handeln her und erstreckt sich auch auf die eigenen Konstruktionen und Vorgehensweisen. Reflexivität im Kontext der rekonstruktiven Forschungslogik kann so als eine Rekonstruktion der Rekonstruktion verstanden werden.

Geht man einen Schritt weiter, so kann man über die Reflexion des Forschungsprozesses hinaus, neben den dabei zum Zuge kommenden theoretischen und verstehend nachvollziehenden Konstrukten, auch die Forschungs- als Interaktionssituation in den Blick nehmen. Die Konstrukte der Forschenden sind dann nicht nur nachträgliche Re-Konstruktionen, sondern Forschung gerät als gemeinsame Konstruktion in einem interaktiven Aushandlungsprozess in den Blick. Mit dieser Perspektive erscheint der Gegenstand der Rekonstruktion nicht ein von seiner Entstehung lösbarer Text, sondern es gilt, jeden Fall als „Fall in der Forschung“ zu verstehen (King 2004: 51). Reflexivität betrifft hier den Interaktions- und Aushandlungsprozess zwischen allen Beteiligten und die Offenlegung der dabei wirksam werdenden Sinndeutungen. Damit gerät auch der zweite Teil des Begriffes Forschungssituation in den Fokus, die Frage nach Situationen. Anknüpfend an die Definitionen von Thomas und Thomas (1928) hat die Sichtweise, dass Handeln auf vorgängigen Situationsdefinitionen der Handelnden beruht, Eingang in soziologische Handlungstheorien gefunden. Für ein rekonstruktives Verstehen ergibt sich hieraus, dass auch die Situationsdeutungen der in einem Forschungsprozess handelnden Personen für die kommunikative Aushandlung einer mehr oder minder gemeinsamen Realität von bedeutendem Interesse sind, um die so entstandenen Forschungstexte zu entschlüsseln. Reflexivität bedeutet hier, zu rekonstruieren, welche Einigungs- oder Konfliktprozesse stattfinden, welche Deutungen der Forschungssituation Forschende und ihre Gesprächspartner_innen einbringen und aushandeln. Dies beinhaltet auch Selbstreflexivität, insofern Forschende als handelnde Konstrukteure in der Praxissituation Forschung in den Blick geraten.

Selbstreflexivität im Sinne der Reflexivität der Subjektivität der Forschenden wird bedeutsam in vollem Umfang jedoch erst in einem dritten Verständnis, wenn auch unbewusste Anteile von Lebensentwürfen der Gegenstand der Forschung sind. Um diese zu entschlüsseln, werden die affektive Wahrnehmung und das emotionale Erleben der Forschenden als Erkenntnisinstrument eingesetzt und so Gegenstand von reflexiven Prozessen, wie es im Kontext psychoanalytisch orientierter Verfahren entwickelt wurde. Bei diesen gilt es, vor allem das Eigene vom Fremden wie auch das gemeinsam Geteilte zu differenzieren und dabei dynamische Prozesse aufzuspüren. Reflexivität als Selbstreflexivität beschäftigt sich dann auch mit den dynamischen Lebensentwürfen der Forschenden.

Im vorliegenden Band möchten wir die empirisch basierte Auseinandersetzung mit Forschungssituationen auf allen drei Ebenen weiter fördern und anregen und haben hierzu Autor_innen versammelt, die auf ganz unterschiedliche Weise den Situationen ihrer jeweiligen Forschungen in der Interpretation des Materials Rechnung tragen. Die Autor_innen lassen sich unterschiedlichen

Schwerpunkten innerhalb der rekonstruktiven Methoden zuordnen: So stammen die Beiträge von Lena Inowlocki und Irini Siouti/Minna Ruokonen-Engler aus dem Bereich der Biografieforschung, die Beiträge von Regina Klein und Susanne Gerner aus dem Kontext der Tiefenhermeneutik, der Beitrag von Claudia Scheid aus dem Bereich der Objektiven Hermeneutik, der Beitrag von Christoph H. Schwarz aus dem Feld der Ethnoanalyse und die Beiträge von Vera King und Katharina Liebsch aus dem Zusammenhang einer psychoanalytisch informierten, rekonstruktiven Sozialforschung. Manche Autor_innen können somit dem Feld der soziologischen Sozialpsychologie zugeordnet werden und beziehen sich auch auf dynamische Prozesse im Kontext von Forschungssituationen, eine Perspektive, die jedoch nicht von allen Autor_innen geteilt oder im vorliegenden Beitrag eingenommen wird. Alle Autor_innen setzen sich in ihren Beiträgen mit Forschungssituationen auseinander, die in ihren Forschungen zu verschiedenen Themen bedeutsam geworden sind. Mehrere Autorinnen – Gerner, Inowlocki, King und Liebsch – forschen zu und mit Familien, mit unterschiedlichen thematischen Fokussierungen, so zu der Frage nach familialer Kommunikation und Bearbeitung in jüdischen Displaced-Persons-Familien und bei binationalen Paaren (Inowlocki), in familialen Trennungs- und Ablösungsprozessen im Kontext von Migration und Bildungsverläufen (Gerner, King) und der ebenfalls kommunikativen Bearbeitung der Diagnose einer genetischen Krankheit (Liebsch). Die anderen Autor_innen forschen zur Gestaltung von Bildungsprozessen durch Lehrer_innen (Scheid), zur Adoleszenz in einem Krisengebiet (Schwarz) sowie zu Transnationalität und deren Bedeutung für die Biografieforschung und für Forschende selbst (Siouti/Ruokonen-Engler). Auch intergenerationale Bedeutungen von Weiblichkeit und Körper sind Gegenstand (Klein). Alle Beiträge (mit Ausnahme von Siouti/Ruokonen-Engler) behandeln somit auf inhaltlicher Ebene zugleich Fragen der Generativität, verstanden als Haltung der Fürsorge und der Ermöglichung (z.B. von Freiräumen für Entwicklung oder von Bildungsprozessen) gegenüber jüngeren Generationen, in einem erweiterten Verständnis auch als Frage nach gesellschaftlicher Generativität und Möglichkeitsräumen.¹⁴

Diese Verbindungslinien sind nicht zufällig, da die Mehrzahl der Beiträge auf Vorträge bei der Tagung „Generativität im Blick der Forschung“ (Frankfurt, 2012) zurückgehen, zu der wir die Vortragenden eingeladen hatten, ihren Entwurf von Forschungssituationen am Gegenstand ihrer Forschungen zu generativen Prozessen zu entwerfen. Dabei ergaben sich auf den verschiedenen inhaltlichen und methodologischen sowie methodischen Ebenen interessante

14 Der Begriff geht auf Erikson (1973/1995) und dessen Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung zurück. Er bezeichnet bereits dort eine Haltung der Fürsorge für künftige Generationen, zu der neben der Fürsorge für eigene Kinder auch soziales Engagement, Unterrichten, Kunst und Wissenschaft gehören, gegenüber Selbst-Absorption und Stagnation.

Anknüpfungspunkte zwischen den einzelnen Vorträgen, von denen wir hoffen, sie im vorliegenden Band wiedergeben und fortsetzen zu können. Im Verlauf der Entstehung des Bandes konnten als Vortragende der Tagung Sylka Scholz ihren Beitrag zu Männlichkeit und Inge Schubert ihren Beitrag zu einem Jungen mit ADHS leider nicht mehr verwirklichen. Zugleich konnten wir Susanne Gerner, Vera King, Christoph H. Schwarz sowie Irini Siouti und Minna Ruokonen-Engler hinzugewinnen. Im Folgenden möchten wir die Beiträge des Bandes im Einzelnen vorstellen:

Über „Zeiträume – intergenerative Leib/Körperszenen tiefenhermeneutisch gelesen“ schreibt *Regina Klein* in ihrem Beitrag. Anknüpfend an zwei Forschungsprojekte – zum einen zu den Lebensentwürfen von alten Bäuerinnen im hessischen Hinterland und zum anderen zu schönheitsoperierten Frauen zweieinhalb Generationen später – spürt Regina Klein den ganz verschieden geformten kulturellen Räumen der Frauen nach und deren damit verknüpften leiblichen und körperlichen Bearbeitungen. Damit nimmt Regina Klein zwei Generationen von Frauen in den Blick und untersucht die gesellschaftlichen generativen (Spiel-)Räume, die ihnen für sinnliche und symbolische Lebensentwürfe zur Verfügung stehen. Es wird deutlich, dass die zunächst begrenzter wirkenden Entwürfe der um 1900 geborenen Bäuerinnen nichtsdestotrotz einen größeren Möglichkeitsraum für intermediäre und kreative Prozesse der Symbolisierung enthalten. Hingegen werden die Operationen der um 1985 geborenen Frauen als „Vernähungen“, auch von Machtverhältnissen, beschrieben, die keine leiblich-sinnliche und metaphorische Qualität mehr enthalten, sondern eher Kurzschlüsse im Sinne der heutigen Machbarkeitslogik darstellen. In ihren Reflexionen über die Potenziale der Tiefenhermeneutik allgemein und konkret anhand beider Projekte zeigt Regina Klein, wie kulturelle Körper/Leibkonstrukte auch szenische Interaktionen und szenisches Verstehen im Forschungsprozess beeinflussen, wenn auch nicht linear. Dabei ist die Tiefenhermeneutik für Klein eine Methodologie und Methode, die eine Offenheit für das Neue und (noch) Unbestimmte bietet, auch wenn dies quer zu herrschenden (Wissenschafts-)Diskursen liegen mag.

Lena Inowlocki arbeitet in ihrem Beitrag „Generativität und Emergenz in der Forschungssituation“ mit dem Konzept der Emergenz, um die erkenntnisgenerierende Qualität der Forschungssituation herauszustellen. Dabei plädiert sie dafür, sich auf das Überraschende und Neue jenseits der Kontrollierbarkeit der Forschungssituation durch die Forscherin einzulassen. „Flüchtige Momente“ des Ungeplanten und die Spannung zwischen den Erwartungen und Vorannahmen und dem tatsächlichen Ablauf der Forschung können dabei aufschlussreich über die Deutungen und Selbstdeutungen der Gesprächspartner_innen und damit über den Gegenstand der Forschung sein. Dies zeigt

Lena Inowlocki anhand von Forschungssituationen aus ihrer Forschung mit jüdischen Displaced-Persons-Familien und mit binationalen Paaren. Bei beiden Forschungsprojekten ergaben sich biografisch-narrative Interviewsituationen, bei denen sich, anders als vorab vereinbart, zwei oder mehr Familienmitglieder am Gespräch in unterschiedlicher Weise beteiligten. Auf diese Weise konnte die Forscherin familiäre Aushandlungsprozesse über die Kommunikation und den Austausch über die belastenden Erfahrungen in der Familiengeschichte szenisch erfahren und verstehen. Generativität hat hier zwei Bedeutungen, sowohl als Prozess der intergenerationalen Verständigung in Familien als auch als Haltung des Ermöglichens seitens der Forscherin in Forschungsgesprächen. Auch ein zweites Beispiel, die auftretenden Irritationen bei der Vermittlung biografisch-narrativer Methoden an Studierende, kann zeigen, wie wichtig, aber auch schwer zu erreichen, eine Offenheit gegenüber der Eigenständigkeit und dem Handeln der Befragten in Forschungssituationen ist. Forschungssituationen werden so als potenziell kreative Situationen deutlich, in denen Erkenntnisse durch ein meist krisenhaftes Prozessgeschehen gewonnen werden können.

In ihrem Beitrag mit dem Titel „Generative Genetik. Reflexionen zum methodischen Vorgehen der Erforschung von Sinn und Bedeutung genetischen Wissens“ greift *Katharina Liebsch* auf Material ihres Projektes zu genetischer Diskriminierung in Deutschland zurück. Mit Genetik ist dabei Vererbung als ein sowohl konkretes physisches Geschehen wie auch ein mit sozialer Bedeutung aufgeladenes (generatives) Beziehungsgeschehen angesprochen. Da genetisches Wissen in seinem Sinn und seiner Bedeutung auch je individuell hergestellt und verhandelt wird, werden auch Neuverhandlungen der Generationenthematik in den betroffenen Familien angeregt und damit Entwürfe von generativer Weitergabe oder Abgrenzung. *Katharina Liebsch* reflektiert in ihrem Beitrag zunächst die Konstruktion des Gegenstandes des Forschungsprojektes im Kontext gesellschaftlicher Rahmungen und stellt dann die kontrastiven Forschungssituationen von zwei Interviews vor, zum einen mit der Mutter eines erkrankten Kindes und zum anderen mit einer selbst erkrankten Frau. In der dichten Darstellung wird deutlich, wie verwoben miteinander die inhaltlichen Selbstdeutungen und Entwürfe von Generativität der Interviewten, die Gesprächsdynamik zwischen Forscherin und Gesprächspartnerin und auch die Wahrnehmungen und Empfindungen der Interviewerin sind. Alle drei Ebenen korrespondieren miteinander.

Susanne Gerner nimmt aus einer tiefenhermeneutischen Perspektive die Forschungssituation als Mittel zur Erkenntnisgewinnung in den Blick und zeigt auf, wie sich der Verstehensprozess in ihrer Forschung zu familialen Wandlungsprozessen im Generationenvergleich durch die Analyse der Beziehungsdynamik zwischen ihr und ihren Forschungsteilnehmerinnen weiterentwickelt

hat. Unter dem Titel „Reflektierte Involviertheit als Herausforderung für ein differenzsensibles Fallverstehen“ geht sie der Frage nach, wie sich Differenzverhältnisse im Forschungsprozess aufspüren und die Positionierungen bzw. wechselseitigen Zuschreibungen der Forschungsteilnehmer_innen entschlüsseln lassen. Im vorgestellten Fall analysiert sie die Zugehörigkeitsverhältnisse, die sich sowohl im Feld der Sozialen Arbeit wie auch im generativen Zusammenhang zwischen der Forscherin und ihrer adoleszenten Gesprächspartnerin auf mehreren Ebenen einstellen. Anhand der von ihr vorgeschlagenen Strategie der wechselnden Fokussierung und Ausblendung von Differenz zeigt Susanne Gerner, wie eine Reflexion der subjektiven Involviertheit der Forscherin die interaktiven Konstruktionsprozesse von Differenz erhellen kann und sich somit die dahinter liegenden Uneindeutigkeiten und Widersprüche herausarbeiten lassen. Sie eröffnet weiterhin Perspektiven, die von ihr vorgestellte differenzsensible Reflexivität über Forschungskontexte hinaus für Fallanalysen in der Sozialen Arbeit fruchtbar zu machen.

Vera King stellt in ihrem Beitrag zur Erforschung von „Generativität und Weitergabe in Generationenbeziehungen“ einen Fall aus ihrem Forschungsprojekt zu Bildungsverläufen und adoleszenten Ablösungsprozessen bei jungen Männern aus türkischstämmigen Familien vor. Sie untersucht dabei, welchen Einfluss die in je unterschiedlichem Maße mögliche Bearbeitung der eigenen Migrationsgeschichte in der Elterngeneration auf die Bildungsverläufe und damit verknüpften adoleszenten Individuations- und Ablösungsprozesse deren Kinder hat. So kann eine Überforderung der elterlichen Möglichkeiten der Bewältigung und vor allem auch der dabei erfahrenen sozialen Ungleichheiten die adoleszente Ablösung der folgenden Generation erschweren. Im Kontext eines verdichteten Familienportraits bezieht Vera King die Analyse der eindrücklichen szenischen Konstellation in der Forschungssituation und die Analyse der Interviews mit Vater und Sohn aufeinander. Sie kann dabei zeigen, dass beide Dimensionen der Analyse konvergieren und die anhand der Forschungssituation gewonnenen Hypothesen sich bei der weiteren Interpretation der Narrative bestätigen. Für den vorgestellten Fall wird deutlich, wie unbearbeitet bleibende Trauer und Verlusterfahrungen elterliche Generativität gegenüber adoleszenten Kindern einschränkt und es zu unbewussten Weitergaben kommt, die die Möglichkeiten der Individuation des Sohnes ungewollt beschädigen.

Claudia Scheid reflektiert in ihrem Beitrag „Neues Zulassen. Die Rekonstruktion des Handlungsproblems des Lehrens an den Grenzen des Datenmaterials“ in einer detaillierten Aufschlüsselung den Forschungsprozess in einem Projekt zu den Zielen im beruflichen Handeln von Lehrer_innen – einem zentralen Bereich gesellschaftlich organisierter generativer Prozesse gegenüber

Kindern. Ausgehend von den ersten, die Forschergruppe irritierenden Ergebnissen der narrativ angelegten Forschungsgespräche stellt Claudia Scheid den Prozess der Generierung von Erkenntnis im objektiv-hermeneutischen Vorgehen dar. Plastisch werden so zunächst die Reflexionsprozesse und die Auseinandersetzung mit den relevanten Diskursen und Begriffsdefinitionen zum Thema Unterrichten. Im weiteren Prozess zeigt sich der reflexive Umgang mit grundlegenden Theorieperspektiven, mit methodologischen Fragen und methodischen Problemen wie der Formulierung unterschiedlicher Forschungsfragen und deren Wirkungsanalyse. Die Autorin zeigt weiterhin den Weg vom Entwurf erster Thesen zu deren theoretischer Rückkopplung und Absicherung im Kontext der weiteren Arbeit an Konstruktionen, Rekonstruktionen und Deonstruktionen. Auch das Material selbst, die Interviewäußerungen der Lehrer_innen und die Analyse einer Unterrichtssituation, kommt dabei immer wieder zur Sprache. Der Beitrag von Claudia Scheid macht Forschung somit als reflexive Suche nach dem Verstehen des Neuen erkennbar.

In seinem Beitrag „We’re Palestinians – we never back down. Nationale Narrative und die Inszenierung männlicher Lebensentwürfe in der Forschungssituation“ untersucht *Christoph H. Schwarz* exemplarisch eine Forschungssituation aus seiner ethnoanalytischen Forschung mit jungen Palästinensern in einem Flüchtlingslager in der Westbank. Dabei geht es um Bilder männlicher Standhaftigkeit, die nicht nur sprachlich kommuniziert, sondern auch interaktiv mit dem deutschen Forscher ausgehandelt werden. Der Forscher kann dabei für ihn äußerst konflikthafte und erschreckende politische Ansprüche – wie einen positiven Verweis auf Adolf Hitler – zugunsten des Arbeitsbündnisses der Gesprächssituation nicht offensiv infrage stellen. In seiner tiefgehenden Analyse des Interaktions- und Übertragungsgeschehens zwischen ihm selbst und seinen Gesprächspartnern spürt Christoph H. Schwarz dem nationalistischen Entwurf männlicher Standhaftigkeit nach, der nicht nur mehrdimensionale Bedeutungen hat, sondern auch als anschlussfähig an westliche, kulturindustrielle Männlichkeitsentwürfe erkennbar wird. Es wird deutlich, dass die Analyse der Forschungssituation, in diesem Fall zwischen einem deutschen Mann und jungen palästinensischen Männern, die ausgedrückten Lebensentwürfe erst in ihren kollektiven und subjektiven Anteilen verstehbar werden lässt. Der Blick auf die adoleszenten Möglichkeitsräume der jungen Palästinenser zeigt die für sie bestehenden generativen Räume in der Westbank und verweist dabei auf Potenziale und Grenzen für eine durchaus vieldeutige Entstehung des Neuen.

Irini Siouti und Minna Ruokonen-Engler beschreiben in ihrem Beitrag „Biografische Reflexivität als ein Schlüsselkonzept in der transnationalen Biografieforschung“, warum ein systematisches Nachdenken über die eigene biografische Verortung in Bezug auf das Forschungsvorhaben von Bedeutung ist.

Transnationale Perspektiven auf Migrationsprozesse stellen die Biografieforschung als qualitative Methode vor neue Herausforderungen, im Kontext verschiedener Orte, Sprachen und kultureller Konstruktionen Forschungsgespräche zu führen und Erkenntnisse zu gewinnen. Anhand des Beispiels eines jungen Forschers zeigen die Autorinnen, wie eine besondere biografische Nähe besondere Möglichkeiten des Zugangs zu einem Forschungsfeld bieten kann. Dieser potenzielle Erkenntnisgewinn kann zugleich jedoch durch die Gefahr, sich in der Nähe zu verstricken, gefährdet werden. Im diskutierten Fall kommt es sogar zu einer biografischen Krise, die die Herausforderungen des rekonstruktiven Verstehens in transnationalen Kontexten aufzeigt. Zum Umgang mit diesen Herausforderungen stellen die Autorinnen ein von ihnen entwickeltes Frageschema vor, das Anreize zu einem Prozess biografischer Reflexivität bieten soll. Der so angestoßene Reflexionsprozess kann neben den subjektiven Gewinnen für das Verstehen auf Ebene der einzelnen Forschenden auch auf einer allgemeineren Ebene dazu beitragen, die Begrenzungen des Verstehens durch ein nationalstaatliches Denken in der Biografieforschung zu überwinden und somit die Transnationalität als Perspektive angemessener einzubinden.

In einem abschließenden Beitrag setzen wir, *Marga Günther* und *Anke Kerschgens*, uns als Herausgeberinnen mit Forschungssituationen als einem methodologischen und methodisch relevanten Konzept theoretisch auseinander. Ausgehend vom Begriff der Situation und der Frage nach Möglichkeiten des Verstehens suchen wir im Kontext der kritischen Forschung, bei Bourdieu und im Kontext psychoanalytisch orientierter Forschung nach Hinweisen für ein differenziertes Verständnis von Reflexivität in Forschungssituationen. Auch die Beiträge des Bandes nehmen wir noch einmal in den Blick, ebenso wie die grundsätzliche Frage, wie mit Diskursthemen wie Objektivität und Subjektivität ein theoretisch und forschungspraktisch sinnvoller Umgang gefunden werden kann. Daran anschließend entwerfen wir eine Systematisierung von forschungsbezogener Reflexivität, die die verschiedenen möglichen Reflexivitätsdimensionen abgrenzt und zueinander in Bezug setzt. Abschließend geben wir methodische Hinweise für eine Umsetzung von Reflexivität in der Forschungspraxis.

Literatur

- Barboza, Amalia (2010): Zwei Frankfurter Schulen: Wissenssoziologie versus Kritische Theorie? In: Herrschaft, F./Lichtblau, K. (Hrsg.): Soziologie in Frankfurt. Wiesbaden: VS, S. 161–203.
- Berg, Eberhard/Fuchs, Manfred (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969/1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt: Fischer.
- Bilden, Helga (2009): Das vielstimmige, heterogene Selbst – ein prekäres Unterfangen. Subjektivität nach der Kritik am klassischen Subjektbegriff, download von http://www.helga-bilden.de/Artikel/Download-Artikel_pdf-Version/selbst-09-09-10.pdf [Zugriff am: 23.11.2015].
- Bohnsack, Ralf (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen: Leske und Budrich.
- Breuer, Franz/Mruck, Katja/Roth, Wolff-Michael (2002): Subjektivität und Reflexivität: Eine Einleitung. In: FQS, 3, 3, Art. 9.
- Clifford, James/Marcus, George E. (2010): Writing Culture: the poetics and politics of ethnography; a School of American Research advanced seminar, 25. anniversary ed., 18. Ed, Berkeley, Calif. [u.a.]: Univ. of California Press.
- Dahms, Hans-Joachim (2013): Bemerkungen zur Geschichte des Werturteilsstreits. In: Schurz, G./Carrier, M. (Hrsg.): Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilsstreit Berlin: Suhrkamp, S. 74–107.
- Erikson, Erik H. (1973/1995): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt: Suhrkamp.
- Flick, Uwe (2000): Konstruktion und Rekonstruktion. Methodologische Überlegungen zur Fallrekonstruktion. In: Kraimer, K. (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 179–200.
- Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Gottowik, Volker (1997): Konstruktionen des Anderen. Clifford Geertz und die Krise der Repräsentation. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.
- King, Vera (2004): Das Denkbare und das Ausgeschlossene. Potentiale und Grenzen von Bourdieus Konzeptionen der ‚Reflexivität‘ und des ‚Verstehens‘ aus der Perspektive hermeneutischer Sozialforschung. In: sozialer sinn, 1/2004, S. 49–69.
- Keller, Reiner (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Keller, Reiner/Knoblauch, Hubert/Reichert, Jo (2013): Der Kommunikative Konstruktivismus als Weiterführung des Sozialkonstruktivismus – eine Einführung in den Band. In: dies. (Hrsg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: Springer.
- Kneer, Georg (2009): Jenseits von Realismus und Antirealismus. Eine Verteidigung des Sozialkonstruktivismus gegenüber seinen postkonstruktivistischen Kritikern. In: Zeitschrift für Soziologie, 38, 1, S. 5–25.
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. In: Soziale Welt 40, ½, S. 86–96.

- König, Eckard (1972): Wertfreiheit und Rechtfertigung von Normen im Positivismusstreit. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 1, 3, S. 225–239.
- Loenhoff, Jens (2011): Die Objektivität des Sozialen, in Pörksen, Bernhard (Hrsg.): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*, Wiesbaden: Springer, S. 143–159.
- Lynch, Michael (2004): Gegen Reflexivität als akademischer Tugend und Quelle privilegierten Wissens, *ZBBS* 5, 2, 273–309.
- Mannheim, Karl (1969): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt: Schulte-Bulmke [1929].
- Mannheim, Karl (1970): *Wissenssoziologie*. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und herausg. von K. H. Wolff. Neuwied: Luchterhand.
- Marcus, George E./Fischer, Michael M. J. (1986): *Anthropology as cultural critique: an experimental moment in the human sciences*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- McLennan, Gregor (2006): *Sociological Cultural Studies. Reflexivity and Positivity in the Human Sciences*, Basingstoke/NewYork: Palgrave Macmillan.
- Mruck, Katja/Breuer, Franz (2003): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess – die FQS-Schwerpunktausgaben. In: *FQS* 14, 2, Art. 23.
- Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2011): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*. Wiesbaden: Springer.
- Reichertz, Jo (2015): Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung. In: *FQS* 16, 3, Art. 33.
- Riley, Sarah/Schouten, Wendy/Cahill, Sharon (2003): Exploring the Dynamics of Subjectivity and Power Between Researcher and Researched, in: *FQS* 4, 2, Art. 40
- Rosiek, Jerry Lee/Pratt, Scott (2013): Jane Addams as a Resource for Developing a Reflexively Realist Social Science Practice, in: *Qualitative Inquiry* 19, 8, pp. 578–588.
- Schurz, Gerhard/Carrier, Martin (Hrsg.) (2013): *Werte in den Wissenschaften. Neue Ansätze zum Werturteilsstreit*. Berlin: Suhrkamp.
- Thomas, William Isaak/Thomas, Dorothy Swaine (1928): *The Child in America*. New York: Alfred A. Knopf.
- Weber, Max (1917): Der Sinn der ‚Wertfreiheit‘ der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften. In: ders. (1982): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hrsg. von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 489–540.

Zeiträume – intergenerative Leib/Körperszenen tiefenhermeneutisch gelesen

Regina Klein

Im Folgenden steht die räumlich aufgefächerte Wechselwirkung zwischen Kultur- und Körperpraxen zur Debatte. Forschungsmethodologisch praktisch *erfahren* und diskursiv *aufgearbeitet* wird sie mit der Tiefenhermeneutischen Kulturanalyse. Deren Forschungsfokus zielt auf die „aufregende“ Frage (Lorenzer 1984b: 87), wie die Kultur in den Menschen, genaugenommen in seinen *Körper*, kommt und was dieser damit macht. *Aufregend* ist dieser Prozess deshalb, weil Kultur dabei nicht einfach trichterförmig von oben nach unten in den jeweiligen Körper hineinfällt, diesen einer Wachstafel gleich beschreibt, formt und prägt – sondern in einem lebenslangen wechselseitigen Austausch auf individuell verschiedene, situativ unterschiedliche und mehr oder weniger konflikthafte Weise produktiv angeeignet wird.

Dies betrifft im qualitativen Forschungs- und Wissenschaftskontext sowohl die „Beforschten“ als auch die „Forschenden“ selbst. Es geht nämlich nicht nur darum, zu untersuchen, wie die Kultur subjektiv von den beforstchten Menschen produktiv verarbeitet wird – ein grundlegendes Forschungsziel qualitativer Forschung. Ebenso wichtig ist die Frage, wie die beforstchte Kultur von den forschenden Menschen produktiv verarbeitet wird – eine zwar grundlegende, aber im Wissenschaftsdiskurs marginalisierte Tatsache. Um diese beiden Perspektiven *und* deren leibkörperliche Ebene auszuleuchten, wählte Alfred Lorenzer, ein in Frankfurt lehrender Soziologe und Psychoanalytiker, in seiner grenzgängerischen, heute (noch) überzeugenden und (wieder) hochaktuellen intersubjektiv-relationalen Weiterentwicklung psychoanalytisch-gesellschaftskritischer Theorietraditionen, den Begriff der „Szene“ (Klein 2014).

Szene ist der Schlüsselbegriff, der die theoretische Bestimmung des Erkenntnisgegenstandes – als einen wechselwirkenden, ko-konstruktiven, produktiven, inkorporierten Vermittlungs- und Aneignungsprozess im lebenslang ausbalancierten Lebensentwurf der Beforschten – *und* die methodische Fassung des Erkenntnisganges – als einen wechselwirkenden, ko-konstruktiven, produktiven und inkorporierten Vermittlungs- und Aneignungsprozess – im Forschungsentwurf der Forschenden *verschränkt*: „Der szenische Charakter ist der rote Faden, der sich vom Zusammenspiel über die einzelnen Verstehensschritte bis zur Deutung hindurchzieht und auch die Theoriebildung bestimmt“ (Lorenzer 2006: 64).

Diese Doppelperspektive spiegelt sich in den nachfolgenden Bemerkungen wider:

- a) Ausgangspunkt sind ausgewählte Schlüsselszenen meiner Forschungsprojekte, die zwei Generationen betreffen – beginnend mit *Szenen* aus biographischen Gesprächszyklen mit um 1905 geborenen Bäuerinnen zu *Szenen* aus narrativen Interviews mit um 1985 geborenen, schönheitsoperierten Frauen. Das Forschungsinteresse zielt auf ein qualitatives Verstehen subjektiver, leibkörpergebundener Verarbeitungs- und Bewältigungsformen soziokultureller Bedingungen.
- b) Den Counterpart spielen die sich dabei entwickelnden, dichten *Szenen* im Wechselspiel zwischen mir als Forscherin und dem Forschungs-„material“ (ob Personen, Interviewtranskripte, Memos, Audio-Dateien, Fachliteratur, wissenschaftliche Auditorien etc.) im gesamten Forschungskontext über die konkrete *Szene* in der Interviewsituation, den darin ermöglichten und/oder verhinderten Dialog, zu der *Szene* als Interpretierende am Schreibtisch, in der begleitenden Forschungswerkstatt und vor einem realen oder imaginierten akademischen Publikum.

Schon mal so viel vorweg: Die Raumfigurationen, die sich dabei allmählich szenisch auffächern, lösen sich von der zunehmend in den Sozialwissenschaften kritisierten physisch-materiellen Verdinglichung und Behälterraumvorstellung. Es sind fluid-flüchtige, hybrid-unbestimmte Raumkoordinaten und -konstruktionen, die jenseits uns geläufiger, oft binär kodierter Erkenntnis- und Denkordnungen liegen und sie sogar infrage stellen. Zwangsläufig werden wir mit den Unzulänglichkeiten vorhandener (Be-)Deutungsreservoirs konfrontiert und gehen, mit Judith Butler (2009: 237) gesprochen, das Risiko ein, in den sichersten Grundfesten der eigenen Wahrnehmungs- und Denkweisen erschüttert zu werden.

1. Kultur- und Körperräume – cartesianische Koordinaten

Zu Beginn der riskanten Raumbegehung stelle ich zwei Vergegenwärtigungen voran, skizziere danach die zugrundliegende Denkordnung, um eine erste Landkarte für die Begehung des zu durchschreitenden Terrains bereitzustellen.

1.1 Was ist eigentlich Kultur, was ist eigentlich Körper?

Kultur ist immer da, um uns herum und in uns drinnen. Wir können ihr nicht entfliehen, können weder sie noch uns aus- oder wegsperren. Wir treten nicht aus unserem kulturellen Gehäuse heraus, auch wenn wir Kulturen wechseln, Kulturgrenzen überschreiten und kulturelle Ordnungen demontieren. Kultur ist immer dabei, umgibt uns in ihren materiellen wie immateriellen Formen. Sie begegnet uns, umschließt uns manchmal mit Gewalt und Macht, manchmal flüchtig und fluide, manchmal unbemerkt und eher subversiv.

Kultur hat eine lange und wechselhafte Begriffsgeschichte, die je nach historischen und perspektivischen Kontext verschieden geschrieben wurde (Klein 2011). Im Deutschen ist Kultur eng an die Begriffsbestimmungen von Zivilisation gekoppelt. Diese Nähe wird durch den seit der Antike bestehenden Gegensatz Natur/Kultur – einer Natur, die von Menschenhand kultiviert wird – festgemacht. Kultur steht dabei für die Gesamtheit all derjenigen Leistungen des Menschen, die seine bloße, unzivilisierte Natur weiterentwickeln, und ist eng mit Fortschritt und Emanzipation gekoppelt (Koschorke 2010: 171f.).

Auch der Körper ist immer da bei unserer Suche nach einem Platz in der uns umgebenden Kultur. Er fungiert als natürlich anwesender Begleiter, als basaler Träger und als allgegenwärtiges Instrument unseres Handelns, Wollens, Denkens und Fühlens. Wir können ihm nicht entfliehen, können ihn nicht wegsperren oder beiseitelegen, wenn er uns zu schwer, zu schwach, zu weh wird. Er ist immer dabei, bei unseren Suchbewegungen des Vorwärts-, Rückwärts-, Zur-Seite-Gehens, Stolperns, Strauchelns, Sich-Verletzens und manchmal Liegen-Bleibens in unserem Verortungsprozess – obwohl wir ihn selten wahrnehmen und meist vergessen. Er macht sich meist dann bemerkbar, wenn etwas nicht in Ordnung ist, wenn ich friere (oder er?), wenn ich müde bin (oder er?) – so vielleicht auch jetzt in dem Moment beim Blick auf die Zeilen, die vielleicht vor den Augen verschwimmen oder sich überdeutlich schwarz auf weißem Grund abzeichnen. Unauffällig lebt er neben uns, mit uns, in und um uns her: der *Körper*, den die deutsche Sprache klug vom *Leib* trennt. Körper ist ein aus dem Lateinischen („Corpus“) entlehntes „Fremdwort“, das zunächst insgesamt für das Unbelebte und hauptsächlich für Gegenstände gebraucht wurde und sich nur in Ausnahmefällen auf den Menschen bezog. Erst 1780 wurde es in die Alltagssprache aufgenommen und verdrängte allmählich den bis dahin gebräuchlichen Leibbegriff. Leib (altgerm. Lip; englisch life) ist etymologisch mit „leben“ konnotiert: Leibgericht, leibeigen, Leibarzt, Leibschmerzen, mit Leib und Seele. Damit setzte sich eine bis heute reichende naturwissenschaftliche Perspektive durch, die den Körper als messbaren, in Einzelteile zerlegbaren, objektivierbaren Gegenstand begreift. Mit ihr geriet die

andere Perspektive, in der Leib für Lebenszusammenhang, Intuition, Triebe und das Unbewusste steht, ins Abseits (Böhme 1985: 113).

1.2 Cartesianische Kartierung von Kultur und Körper

Beide Dimensionen, *Kultur* wie *Körper*, folgen, auch wenn bewusst vermieden, meist einer dichotomen Kartierung. Waldenfels (2002, 18) folgend setzt an der Epochenschwelle zur Moderne mit der cartesianischen Scheidung in den Bereich des Denkens (*res cogitans*) und in den Bereich der Dinge (*res extensa*) eine Zweiteilung der Welt ein. Sie trennt in eine *Ordnung der Vernunft* auf der einen Seite und eine *Ordnung des Lebens* auf der anderen Seite. Begleitet wird die binäre Denkkordnung von einer wertenden Logik, welche die aufgeführten Konstruktionen hierarchisierend durchtrennt. Die polarisierend-asymmetrische Setzung der uns geläufigen modernen Kultur-/Natur-Scheidung in Gemachtes, Verhandlbares auf der einen *höherwertigen* Seite und Gegebenes, Unverfügbares auf der anderen *minderwertigeren* Seite ist ein kulturelles Konzept – jahrhundertlang durch die „Große Erzählung“ bestätigt, die Emanzipation des Menschen durch sein Vermögen zur *entleiblichten* Symbolisierung akzentuierend (Koschorke 2010: 171f.) An dieser erkenntnisstrukturierenden Kultur-/Natur-Scheidung docken weitere Leitdifferenzen an wie Körper/Leib, Vernunft/Gefühl, Rationalität/Irrationalität, Mann/Frau, Bewusstes/Unbewusstes und die wiederum daraus abgeleitete methodische Gegenüberstellung von Objektivität/Subjektivität oder auch Quantität/Qualität. Prekäre Folgen sind eine Marginalisierung des Anderen, der Vernunft und eine Zementierung binär organisierter und asymmetrischer Denk- und Machtstrukturen. Durch die strikte Trennung der Grenzkoordinatensysteme wird eine *Entweder-oder-Logik* forciert, die von zwei einander geschiedenen und unabhängig agierenden Entitäten, Prinzipien, Phänomen, Substanzen, Ordnungspolen ausgeht. Der wechselwirkende Raum *dazwischen* bildet so etwas wie einen *weißen Fleck* auf einer Landkarte oder eine *black box* in einem Prozessmodell.

Was jetzt als eine richtungsweisende Kartierung des Forschungsraumes vorliegt, war mir damals bei Beginn meiner Forschung zu bäuerlichen Lebenszusammenhängen im Hessischen Hinterland noch nicht klar. Mir war nicht bewusst, wie tief diese Denkkordnung verankert ist, wie umfassend sie lebenspraktische Vorannahmen und Ansichten prägt, wie nachhaltig sie theoretische Konzeptualisierungen formt und wie schwierig es ist, aus dieser kanonisierten Formation von Aussagen, einem kulturspezifisch konstruierten Aussagegebäude, auszusteigen und aus einer exzentrischen Perspektive – quasi vom Dach des Hochhauses, einem Balkonfirst oder gar von einem erhöhten Beobachtungsposten außerhalb der Grenzen des diskursiven Raumes – auf die Gemengelage zu schauen. Und wie aus einer nachträglichen Perspektive nicht anders

zu erwarten, tappte ich in zwei Fallen: *Erstens* richtete ich mich in einer erkenntnisleitenden Polarität ein, nahm die asymmetrische Spaltung auf und traf eine Entscheidung. Ich machte mich für die als minderwertig betrachtete, marginalisierte Seite des Natürlichen, Irrationalen und Unbewussten stark und idealisierte die im etablierten Diskurs als rückständige, unmoderne, traditionale, fortschrittsrenitente bis ungebildet bewertete bäuerliche Kultur. Dadurch setzte ich (mich) *zweitens* elegant über den zwischengelagerten Raum des Unbestimmten, Unerforschten und Sperrigen hinweg, ohne kaum wahrzunehmen, dass ich mich heillos in dem verhedderte, was sich *dazwischen* auftat. Denn mit dem ersten Eintreten in das Forschungsfeld – real war dies an einem Sommerabend eine längsgeschnittene, enge Kochküche, in deren Ecke ein kleiner weißer Klapp Tisch stand, auf den ich das Aufnahmegerät stellte, und der biografische Gesprächszyklus mit der 92-jährigen Luisa seinen Anfang nahm – befand ich mich in einem unbekanntem Terrain, einem Terrain, in dem ich mich nur vermeintlich auskannte, aber trotz irritierender Momente meine „bewährten“ cartesianischen Orientierungskategorien heranzog, um die sich auftuenden Lebensräume zu bestimmen. Im Nachhinein betrachtet, betrat ich vermintes Gelände, durchzogen von Grenzpfosten, -mauern und schier unüberwindlichen Barrieren – sowohl in mir (subjektive Grenzpatrouillen) als auch im Wissenschaftsbetrieb (objektive Grenzpatrouillen).

2. Hinterländer Verhältnisse – imaginierte Zwischenräume in realen Zwischenzeiten

Luisa ist eine der sieben Hinterländer Bäuerinnen, mit denen ich biografische Gesprächszyklen im Dialekt der Gegend führte. Alle Frauen sind um die Jahrhundertwende geboren, um so idealerweise die gesamte Zeitspanne des letzten Jahrhunderts lebens- und mentalitätsgeschichtlich zu erfassen; und alle stammen aus dem Hessischen Hinterland, westlich von Marburg, Gießen und östlich von Siegen gelegen. Das Gebiet steht heute exemplarisch für ehemals ländliche Regionen ohne landwirtschaftliche Zukunft in der EU und auf der Suche nach einer „neuen“ regionalen Identität.

Die alten Bäuerinnen waren eingebettet in eine vorgeordnete Realität und eine Zukunft, die durch die Verwandtschaftszugehörigkeit schon in die Wiege gelegt wurde. Lebenswege waren durch Geburt und Stand vorbestimmt, geprägt durch traditionale Verankerung und überzeitliche Gültigkeit. Ihre Lebenswelt war von der Kirchturmspitze aus einzusehen, und hinter dem nächsten Wald begann das Fremde und Unheimliche. Als junge Forscherin stehe ich für die Enkelkind-Generation, qua Individualisierung vor die pluralisierte

Wahl zwischen diversen Lebensentwürfen gestellt. Heutige Lebenswege folgen vorbildlosen Pfaden jenseits von Stand und Klasse, geprägt durch postmoderne Verschiebungen und prekäre (Un-)Gültigkeiten auf Zeit. Zu meiner Lebenswelt gehören „virtuelle“ Heimaten und „globale“ Dörfer, solange der Computer oder das Smartphone nicht streikt und die Online-Verbindung klappt.

Dazwischen liegen zwei Generationen, zwei Weltkriege, ein unglaublicher Modernisierungsschub, gefüllt mit Widersprüchlichkeiten, Konfliktlinien und Leerstellen – ein Strukturwandel mit einer unglaublichen Dynamik, der sich in der Alters- und Erfahrungsdifferenz in der Forschungssituation als scheinbar unüberbrückbare Gegensatzposition manifestiert. Zudem grub sich der *äußere* Strukturwandel tief in die Lebenswege der alten Bäuerinnen ein. Ihre biografischen Narrationen sind von Brüchen und dem paradoxalen Doppelgesicht einer fortschreitenden Moderne gekennzeichnet, die nicht alles hielt, was sie versprach: Sie wuchsen in einer schicksalhaften und prekären Abhängigkeit von Naturgewalten auf, kannten ein Leben ohne fließend Wasser im Haus, ohne elektrisches Licht, ohne Auto. Heute genießen sie ein „glückliches“ Leben im Überfluss, ihre Freizeit und den passiven Altenstand des Nichtstuns und Versorgt-Werdens. Sie erlebten, wie ihre Väter und Onkel im Ersten und ihre Brüder und Schwäger im Zweiten Weltkrieg starben, wie sich Dorfgassen in überdimensionierte Durchgangsstraßen veränderten (die heute wieder durch verkehrsberuhigte Einbuchtungen verschmälert werden), wie Dorfkern e aushöhlte und maßstabslose Flachbauten (Sparkassen, Feuerwehr- und Bürgerhäuser) an die Stelle von Fachwerkbauten gesetzt wurden und wie die lebensbestimmende und -erhaltende bäuerliche Textur einer städtisch angeglichenen Milieugestaltung mit Zierrasen, Balkonen, Veranden, elektrischen Springbrunnen und nächtens kurz aufflackernden Bewegungsmeldern weichen musste wie Viehhaltung wegen Geruchsbelästigung aus dem zu einem „reinen Wohngebiet“ erklärten Zentrum an den Dorfrand ins Mischgebiet gedrängt und der Rasenmäher zum einzigen landwirtschaftlichen Gerät wurde, das jede Hinterländer Familie heute besitzt.

Was die Bäuerinnen in der Forschungssituation zeigen, verhandeln und letztlich zur Disposition stellen sind ihre (vor mir präsentierten) *Lebensentwürfe*, in denen sie diese *äußeren* Realitäten und *objektiven* Strukturen voll inhärenter Widersprüche und Paradoxen mit den *inneren* Wirklichkeiten und *subjektiven* Bedürfnissen zu einer leb- und aushaltbaren Biografie gestalten: Was präsentieren sie mir als Gegenübersitzende, was präsentieren sie nicht? Was nehme ich auf, was nicht? Kurz: Wie kommt die Kultur nun in den Körper der Hinterländer Bäuerinnen, was machen sie (als die *Beforschten*) und auch ich (als die *Forschende*) damit?